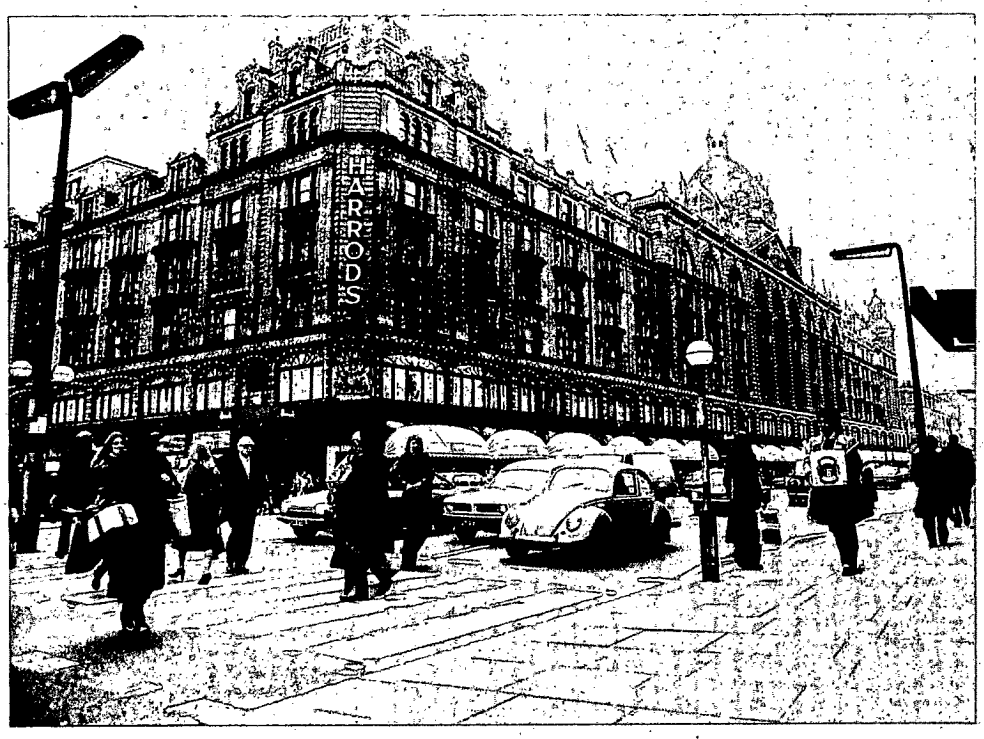

Londoner Warenhaus Harrods: Selbst die Königin läßt dort kaufen

Geschäftsfreunde Rowland, Fraser
Dem Glücksspieler entglitt das Erbe

Nicht minder umstritten als Rowland ist der zweite Hauptdarsteller im Machtkampf um das House of Fraser: Sir Hugh Fraser, 44, bis Ende Januar Chef der einst vom Vater aufgebauten Handels-Gruppe, ist zwar als Warenhaus-Fachmann anerkannt. Aber der Familien-Unternehmer hatte so viel privates Pech, daß ihm das väterliche Erbe mehr und mehr entglitt.

Als Glücksspieler verlor Sir Hugh so große Summen (in einer einzigen Nacht angeblich über eine Million Mark), daß er sich von einem Teil seines Konzern-Besitzes trennen mußte. Fraser verkaufte an Rowland, den er schon bald als Berater schätzte. Und er gelobte, nie mehr zu spielen.

Doch die Freundschaft zerbrach, als Rowland — inzwischen 30-Prozent-Aktionär und Verwaltungsrats-Vize bei Fraser — im Frühjahr 1980 eine höhere Dividende und mehr Einfluß im Hause Fraser forderte.

Mit Hilfe der Klein-Aktionäre und institutionellen Anleger schmetterte Sir Hugh die Forderung in der Fraser-Hauptversammlung vom Juni 1980 ab. Aber Rowland ließ nicht locker.

So widersprach er, als Sir Hugh ein Warenhaus an Londons Oxford Street verkaufen und dann zurückpachten wollte. In einer außerordentlichen Hauptversammlung unterlag er vergangenen Monat allerdings wieder gegen den Fraser-Chef.

Wütend forderte Rowland den Rücktritt Sir Hughs. Die anderen Fraser-Verwaltungsräte ließ er wissen, daß ihr Chairman sein Versprechen gebrochen habe, sich nie wieder an einen Spieltisch zu setzen.

Dann leitete der listige Tiny einen Schachzug ein, mit dem er die Fraser-Freunde total überrumpelte. Er gab bekannt, er habe nun genug von seinem Streit mit Sir Hugh und suche einen Käufer für sein House-of-Fraser-Paket.

Insgeheim aber traf sich Rowland mit seinem Ex-Freund Hugh in einem schottischen Hotel, und dort geschah, was sich Frasers Anhänger bis heute nicht erklären können: Die zerstrittenen Männer versöhnten sich und beteuerten, sie seien fortan „unzertrennlich".

Der Sinneswandel Sir Hughs brachte seine Fraktion im Fraser-Verwaltungsrat so in Rage, daß sie ihn wenig später vom Chef-Posten abberiefen. Darauf gab Rowland bekannt, daß er nun für 158 Millionen Pfund auch die 70 Prozent von Fraser kaufen wolle, die ihm noch nicht gehörten.

Die Fraser-Manager lehnen Rowlands Angebot zwar ab, weil allein die Warenhaus-Grundstücke 460 Millionen Pfund wert seien. Aber die Experten in der Londoner City rechnen damit, daß sich Rowland wieder einmal durchsetzen wird.

Chef der Warenhauskette, so verspricht Rowland, werde dann wieder Sir Hugh sein — aber wohl nur so lange, wie er Tiny keine Widerworte gibt.

AFRIKA

Mal an der Reihe

Eine fortschrittliche Ehe zerbricht an der islamischen Tradition — Gegenstand des Erfolgsromans der Senegalesin Mariama Bâ.

Leichenfest in Dakar, Beerdigung des senegalesischen Beamten Modou. Drei Tage lang zieht eine summende Menge von Trauergästen, Freunden, Verwandten, Armen, Unbekannten und Bettlern durch das Haus von Modou. Die Gruppe der Männer sitzt schweigend. Ihnen gegenüber bei den Frauen Lärm, lautes Reden, Händeklatschen, schrille Schreie.

Ein Kissen im Rücken, die Beine ausgestreckt, verfolgt die Witwe Ramatoulaye das Treiben der Trauergäste, das Beileidsgemurmel, das Feilschen der Sippen um die Beerdigungskosten und — das junge hohlwangige Ding an ihrer Seite: „Die Gegenwart meiner Mitehefrau geht mir auf den Nerv!"

Beide Frauen, die reife Ramatoulaye, Mutter von zwölf Kindern, engagierte Lehrerin, eine Frau „mit schweren Armreifen", und das Schulmädchen, so alt wie Ramatoulayes älteste Tochter, müssen vor den Gästen den Schein wahren. „Unsere Schwägerinnen behandeln mit absoluter Gleichheit 30 und fünf Jahre ehelichen Zusammenlebens, sie feiern mit der gleichen Selbstverständlichkeit zwölf und drei Mutterschaften", empört sich Ramatoulaye.

Die afrikanische Autorin Mariama Bâ schrieb das Tagebuch von Ramatoulaye, einer modernen Afrikanerin, die sich als Opfer der überlieferten Polygamie empfindet, unter dem Titel „Ein so langer Brief", aufsehenerregender Erfolg auf der vorigen Frankfurter Buchmesse*. Selten genug passiert ein

* Mariama Bâ: „Ein so langer Brief". Edition Sven Erik Bergh, Unterägeri/Schweiz; 146 Seiten; 19,80 Mark.

afrikanisches Manuskript deutsche Sprach- und Verständnisgrenzen. Der Grund liegt nicht nur im Desinteresse von Verlagen und Lesern.

In Afrika, wo noch immer fast zwei Drittel der Bevölkerung Analphabeten sind, wird viel erzählt und wenig geschrieben. Hier, wie in anderen Ländern mit mündlicher Überlieferung, erreicht das geschriebene, dann gedruckte und teuer verkaufte Wort nur eine winzige einheimische Oberschicht.

In solchen fast buchlosen Gesellschaften ist Schriftstellerei ein Luxus, besonders für Frauen. Eingeschnürt in Stammestraditionen oder entwurzelt im Slum der Großstadt, müssen sich Afrikanerinnen um anderes kümmern als um Literatur. Kaum eine Schriftstellerin schaffte es, den schlichten Alltag der Afrikanerinnen aus ihrer Erfahrung zu beschreiben.

Die Szenen einer afrikanisch-islamischen Ehe hat die Senegalesin Mariama Bâ offensichtlich selbst durchlebt. Polygamie, Vielweiberei, ist in Afrika, vom Islam noch untermauert, weit verbreitet. In westafrikanischen Staaten wie Mauretanien, Senegal, Guinea, Niger und quer durch die Sahara in Mali, im Sudan oder in Somalia betet die Mehrheit zu Allah.

Der Koran regelt den Alltag, das Ehe- und Familienleben. Doch Mohammeds Ehevorschriften garantieren keinen Familienfrieden — das zeigt Mariama Bâ dramatisch.

Die Kindheit ihrer Romanheldin Ramatoulaye war ganz vom Koran bestimmt. „Wir haben auf dem steinigen

Autorin Mariama Bâ
„Die Nebenfrau geht mir auf den Nerv"

Weg zur Koranschule unsere Tücher und Sandalen abgenutzt", erinnert Ramatoulaye ihre Freundin.

Ramatoulaye ist aber auch ein Kind gutbürgerlicher französischer Erziehung, ausgestattet mit jenem Bildungsgepäck, das Frankreich den Aufsteigern in seinen Kolonien auflud und das die neuen Eliten des frankophonen Westafrika verinnerlichen.

„Ich werde niemals die weiße Frau (eine französische Lehrerin) vergessen, die als erste einen Lebensweg ‚außerhalb des Gewöhnlichen' für uns wollte", schwärmte Ramatoulaye.

Ihre sensible Frauengeschichte ist kein neues Heldenepos für westliche Feministinnen, enthält keine Kopf- oder Schwanz-ab-Parolen, sondern verlangt die „bürgerliche" Gleichheit, die sich die Frauen von der politischen Unabhängigkeit erhofft hatten.

Die Frau mit französischen Fortschrittsvorstellungen und postkolonialen Gleichheitsidealen, aber islamischem Erbe durchlebt als Studentin nach der Unabhängigkeit des Senegals in den 60er Jahren eine schizophrene Zeit: „Manche Männer fanden uns töricht, andere bezeichneten uns als Hexen, aber viele wollten uns besitzen."

In der berauschenden Aufbruchstimmung des neuen Staates, unter den Vorzeichen von Gleichheit und Partnerschaft, hatte Ramatoulaye ihre Ehe mit Modou begonnen. Beide haben studiert, beide sind berufstätig. Ramatoulaye zieht zwölf Kinder groß, versorgt den Riesenhaushalt.

Die junge Ehefrau wird von der Sippe des Mannes vereinnahmt. „Ich erduldete seine Schwestern, die viel zu oft ihr Heim verließen und sich bei mir breitmachten", und die Schwiegermutter, die immer wieder, begleitet von Freundinnen, das Haus ihres Sohnes besucht und beglückt weggeht, „vor allem, wenn ihre Hand den von mir geschickt hineingeschobenen Geldschein umfaßt".

Ramatoulaye bleibt jahrelang allen traditionellen Rollen gerecht. Dann hört sie, daß eine Schulfreundin ihrer Tochter von „einem alten Kerl" ausgehalten werde. Ein Imam klärt sie auf: Gott habe ihrem Mann eine zweite Frau bestimmt.

Der Geistliche beglückwünscht sie zu einem „Vierteljahrhundert Ehe". Modou, ein fortschrittsgläubiger und engagierter Gewerkschafter, bemäntelte die Flucht aus seiner Midlife-Crisis mit dem Koran. Die mühsam aufgebaute Partnerschaft bleibt auf der Strecke.

„Du stellst Dir das Problem der Polygamie einfach vor", schreibt Ramatoulaye einem Verehrer, der sie selbst zur Zweitfrau möchte. „Die aber, die damit leben, kennen die Zwänge, die Lügen, die Ungerechtigkeiten, die das Gewissen belasten."

Als der Bruder ihres Mannes sie als Witwe dem Brauch nach „erben" will, fährt sie ihn an: „Und deine Frauen, Tamsir? Dein Einkommen reicht weder für ihre Bedürfnisse noch für die deiner 'zig Kinder." Eine der Schwägerinnen macht Färbereiarbeiten, die andere verkauft Früchte, die dritte rattert unermüdlich auf der Nähmaschine, alle arbeiten, um den Pascha zu ernähren.

Ramatoulaye aber will kein Dasein, wo sie mal „an der Reihe" ist. „Gekleidet in das einzig annehmbare Gewand der Würde", führt sie ihr Leben allein fort.

Afrikanische Kritiker haben den Briefroman als „zu weiblich, sentimental und lyrisch" bezeichnet. Aber natürlich waren sie alle Männer. ◆

Frauen im Senegal: Arbeiten, um den Pascha zu ernähren